

Von Kirchhöfen und Grabmälern

Autor(en): **Loertscher, Gottlieb**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde**

Band (Jahr): **30 (1968)**

Heft 10: **10.1968**

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-861286>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von Kirchhöfen und Grabmälern

Von GOTTLIEB LOERTSCHER 

Pfarrer Bitzius, der Sohn des unter dem Dichternamen Jeremias Gotthelf berühmt gewordenen Berner Pfarrers, sagte einmal, wenn er sich über die Bewohner eines Dorfes ein Bild machen wolle, so gehe er immer zuerst auf den Kirchhof. Dort erkenne er am besten den Charakter der Leute und die allgemeine Einstellung der Bevölkerung.

Das war vor vielen Jahrzehnten. Seither hat sich vieles geändert. Man darf von den Grabmälern nicht mehr die gleichen Rückschlüsse auf die Angehörigen der Verstorbenen ziehen wie früher. Damals rateten die Verwandten lange und gründlich, was nach Brauch und Sitte zu tun sei und gaben dem Steinhauer, Schlosser oder Bildschnitzer, auch dem Maler, den Auftrag zu einem Grabzeichen. Und wie ist es jetzt? Kaum verwelken die ersten Blumen auf dem frischen Grabhügel, so melden sich schon die geschäftstüchtigen Vertreter der Grabsteinfirmen und klären die Angehörigen darüber auf, was man heutzutage «in diesem Sektor» tut: Selbstverständlich muss es etwas Gediegenes, Wertvolles sein, sonst wäre ja zu vermuten, man würde das Andenken an den lieben Heimgegangenen nicht gebührend ehren. Ein Jurastein sei zwar recht; vornehm aber, sozusagen distinguiert, würde sich fremdes, kostbares Material ausnehmen, ein schwarzer polierter Stein zum Beispiel. Und ein Bild müsse darauf, etwas Symbolisches und ein sinniger Spruch. Die armen Leute, verwirrt und resigniert ob all den Veränderungen, dem Neuen, was jetzt über sie hereinstürmt, geben nach und bestellen übereilt einen Grabstein, den sie bei ruhiger Überlegung niemals gewählt hätten . . .

Natürlich trifft das nicht überall zu. Wir erkennen Grabbildhauer, die sich ihrer Aufgabe und Verantwortung bewusst sind und wissen, dass das Wertvolle nicht im Material, sondern in der Arbeit, in der ganz persönlichen Gestaltung liegt — und das Geschäft mit dem teuren Stein erst in zweiter Linie kommt.

Aber ein Gang durch die Kirchhöfe unserer Gegend zeigt uns, dass es um die Würde der Totenstätten mancherorts noch schlecht bestellt ist. Und das ist ein Mangel, der vor allem den Friedhofkommissionen angekreidet werden muss. Wenn der oft gebrauchte Ausdruck «Steinwüste» für unsere Kirchhöfe auch hart und ungerecht ist, so trifft er doch einen wesentlichen Punkt: Die eng gedrängten Steine aus verschiedenartigem Material, die zementierten Einfassungen, die Kies- oder Schotterwege und die oft hässlichen Umfriedungsmauern lassen Grün und Blumen kaum aufkommen. Düster, hart und unerbittlich ist die Stätte, schattenlos in der sengenden Sonne, trostlos bei trübem Wetter. —



Etwas militärisch Strenges, ja Erschreckendes haftet vielen unserer Kirchhöfe an. Und dabei könnten, müssten sie ein Ort stiller Einkehr sein, zu dem man sich hingezogen fühlt aus dem Lärm und Getriebe des Alltags, ein Ort, den man gerne aufsucht, auch wenn man keine Angehörigen darin betrauert: Ein stiller, gepflegter Garten mit Schattenbäumen und Sträuchern, locker, phantasievoll gegliedert, mit Bänken, Bodenfliesen und Rasen und mit Blumen überall — ein richtiger Gottesacker.

Und die Grabzeichen! Es gibt kaum ein schöneres, sinnvolleres Betätigungsfeld für das neu auflebende Kunsthandwerk (nicht nur Steinmetzen, auch Kunstschmiede, Schlosser, Schreiner, Bildschnitzer, Erzgiesser, Maler), als die Schaffung schöner, wertvoller Grabmäler. Wie in früheren Zeiten könnte sich der Kunsthandwerker mit den Angehörigen des Verstorbenen beraten, etwas Persönliches vorschlagen und gestalten und ein kleines Kunstwerk herstellen. (Ein solches Grabmal — um dies gleich anzufügen — ist nicht etwa unerschwinglich für einfache Leute; es ist in den meisten Fällen nicht teurer als ein geschliffener Marmorblock, bei dem so viel verdient wird).

Ansätze zu einer wirklichen neuen Grabmal*kunst* gibt es nicht nur in den andern Ländern (in Deutschland und Österreich beispielsweise), sondern in den meisten unserer Städte und auch schon in manchen Dörfern. Es fehlt also nicht

Bilder links:
Zwei schöne alte Grabzeichen.
Steinkreuz bei der alten Kirche
von Dornach, Holzkreuz in Büren.



Bild rechts:
Ein gutes modernes Beispiel
aus einheimischem Kalkstein.

an guten Vorbildern und Anregungen. Schöne Beispiele bieten auch die einheimischen Grabzeichen von früher, die Grabplatten etwa und die steinernen Kreuze, während die hölzernen Zeichen leider fast alle verschwunden sind.

Vergessen wir nicht: Ein sinnvoll gestaltetes, mit Liebe und Kunstsinn geschaffenes Grabzeichen ehrt nicht nur den lieben Toten und ist in schönster Weise ein Denk-Mal, es ehrt auch die Angehörigen und zeugt von ihrem Geschmack. Steinreliefs aus Jurakalk, verzierte Schmiedekreuze, geschnitzte Holzstelen, Platten oder gar Figuren abwechselnd aneinandergereiht, verbunden mit Grün und Blumen, beschattet von einheimischen Sträuchern und Bäumen: das könnte unsern Dorffriedhöfen wieder die alte Würde verleihen und sie wieder zu gerne besuchten Weihestätten machen. Wie schön wäre es, wenn die teilweise recht bedeutenden alten Kunstwerke unserer Dorfkirchen in den sie umgebenden Friedhöfen ein neuzeitliches Gegenstück fänden, wenn der Mittelpunkt alter dörflicher Kultur sich weiten würde über die Schwelle des Gotteshauses hinaus zu einer Grabanlage, welche dem neu erwachenden Kunstsinn der Bevölkerung sichtbar Ausdruck verleiht. Hier, wo unsere Vorfahren und unsere früheren Mitmenschen ruhen, die vor Jahrzehnten oder noch vor einer Weile unsere Häuser und Dörfer mit ihrem Leben erfüllten, die strebten, stritten und litten — hier, wo sie endlich friedlich beisammen sind, können wir ihr

Andenken wahrhaftig und den biblischen Geboten folgend, ehren — als Einzelne und als Gemeinschaft. Das können wir aber nur dann, wenn wir uns wieder des tiefen Sinnes der Totenstätte bewusst werden, ihrer Bedeutung als Bindeglied zu unseren Vorfahren, die uns Leben und Heimat gaben. Ist das nicht das Edelste und Beste wert, was wir vermögen?

In der Wirklichkeit und im praktischen Tun heisst das zweierlei:

Die Angehörigen müssen sich Zeit lassen, ihre Wahl und ihre Entscheidung zu treffen. Sie mögen Kirchhöfe in der Stadt und in andern Gegenden aufsuchen und erkennen, wie vielfältig die Möglichkeiten für ein Grabzeichen sind. Nie soll es etwas Ausgefallenes, dem Familien- und Dorfcharakter Fremdes sein. Der Kirchhof ist kein Experimentierfeld für extravagante Einfälle. Ebenso wenig aber darf er ein Tummelplatz der billigen Katalogware bleiben, billig im Sinne der Gefühls- und Gedankenarmut — billig im Sinne einer posierenden Sentimentalität.

Dann aber müssen auch die entsprechenden Kommissionen ihren Beitrag zu einer wirklichen Gestaltung der Friedhöfe leisten. Es genügt nicht, von Zeit zu Zeit neuen Platz zu schaffen, mit Zementeingassungen und frischem Kies Ordnung zu halten, die Höhe der Steine festzusetzen und für Geräte, Wasser und Müllgrube zu sorgen. An ihnen liegt es, die «Steinwüsten» mit wenig Mitteln in gediegene, bepflanzte Anlagen zu verwandeln. Wenn sich die Friedhofkommissionen umsehen an andern Orten (und etwa «Kunst und Stein» zu Rate ziehen), so werden sie nicht gedankenlos das «erste Beste», sondern das einzig Angemessene tun. Für die Abtrennung der Gräber und die Wege gibt es andere Lösungen als Zementriemen und Kies. Aber ohne Pflege geht es nicht!

Die Reglemente aber sollen die fremden Steine (vor allem den polierten schwedischen Diorit und den unbehauenen Granit) untersagen, dafür aber Schmiedeisenkreuze, geschnitzte Holzstelen und gestaltete Platten neben den einheimischen Steinen gestatten. Sicher soll man nicht alles reglementieren. Vorschriften sind notwendige Übel — aber eben: sie sind leider noch immer notwendig.

Wenigstens ein Mitglied der Kommission (jemand mit Fingerspitzengefühl), müsste alle mit der Friedhofanlage zusammenhängenden Fragen gründlich studieren, Material über gute und schlechte Beispiele sammeln und jene Leute aufklären, die auf der Suche nach einem Grabmal den falschen Weg einschlagen.

Die Gebräuche und Riten der Totenehrung sind wohl so alt wie die Menschheit. Die christliche Kirche hat ihnen mit dem Auferstehungsleben einen hohen ethischen Sinn verliehen. Auf den Dörfern — im Gegensatz zu den Städten — lebt auch das schöne Brauchtum der Beerdigungsfeier fort, wo die ganze Bevöl-



Bilder, die für sich selbst sprechen! Braucht es da noch Erklärungen, welche Beispiele jeweils gut und schön sind?

kerung von einem Freund und Bekannten Abschied nimmt. Aber in den Dörfern — wiederum im Gegensatz zur Stadt — ist die Kirchhofkultur (wenn wir so sagen dürfen) verloren gegangen: man muss oft den Kopf schütteln ob so viel Takt- und Pietätlosigkeit. Und dabei waren doch bei uns bis vor etwa hundert Jahren die Kirchhöfe schlichte, ehrwürdige Weihestätten und strahlten etwas vom tröstlichen Osterglauben aus. In den Berggegenden galt das noch bis vor kurzem. Können wir diese Würde zurückgewinnen? Auf eine neue Art bestimmt! Es braucht nur ein wenig guten Willen, Einsicht und künstlerisches Empfinden. Und — ich kann mir nicht helfen — es braucht etwas mehr Geschmack. Er ist nicht wie ein Talent angeboren, sondern erlernbar und gehört zum Rüstzeug der allgemeinen Bildung.

Wenn wir diese Bedingungen erfüllen, dann brauchten wir — um auf den Anfang zurückzukommen — einen Besuch des Pfarrers Bitzius nicht zu fürchten. Dann könnten die ländlichen Kirchhöfe mit zum Spiegel einer beginnenden neuen Dorfkultur werden.

Fotos: Kantonale Denkmalpflege, Solothurn.